

EMIL ERNST RONNER

KRÖNIG DES LEBENS

DIE GESCHICHTE VON
BLANCHE GAMOND

starkund**mutig**

Um der Geschichte mehr historische Authentizität zu verleihen, wurde der altertümliche Sprachstil größtenteils beibehalten. Die Anrede »Ihr« und »Euch« für das heutige »Du« und »Dir« war üblich. Auch die in Frankreich gebrauchten Titel Monseigneur (für Geistliche), Monsieur, Mademoiselle und Madame werden hier verwendet.

Außerdem ist anzumerken, dass der Glaube der Hugenotten (damals in Frankreich eben der protestantische Glaube) in diesem Buch oftmals als »Religion« oder »reformierte Religion« bezeichnet wird.

Sofern nicht anders angegeben, sind die Bibelzitate der Elberfelder Übersetzung 2003, Edition CSV Hückeswagen, entnommen.

1. Auflage 2025 (CLV)

Eine frühere Auflage erschien 1980 im Hänssler-Verlag, Neuhausen-Stuttgart unter dem Titel *Krone des Lebens, Blanche Gamond – ein Leben für den Glauben*.

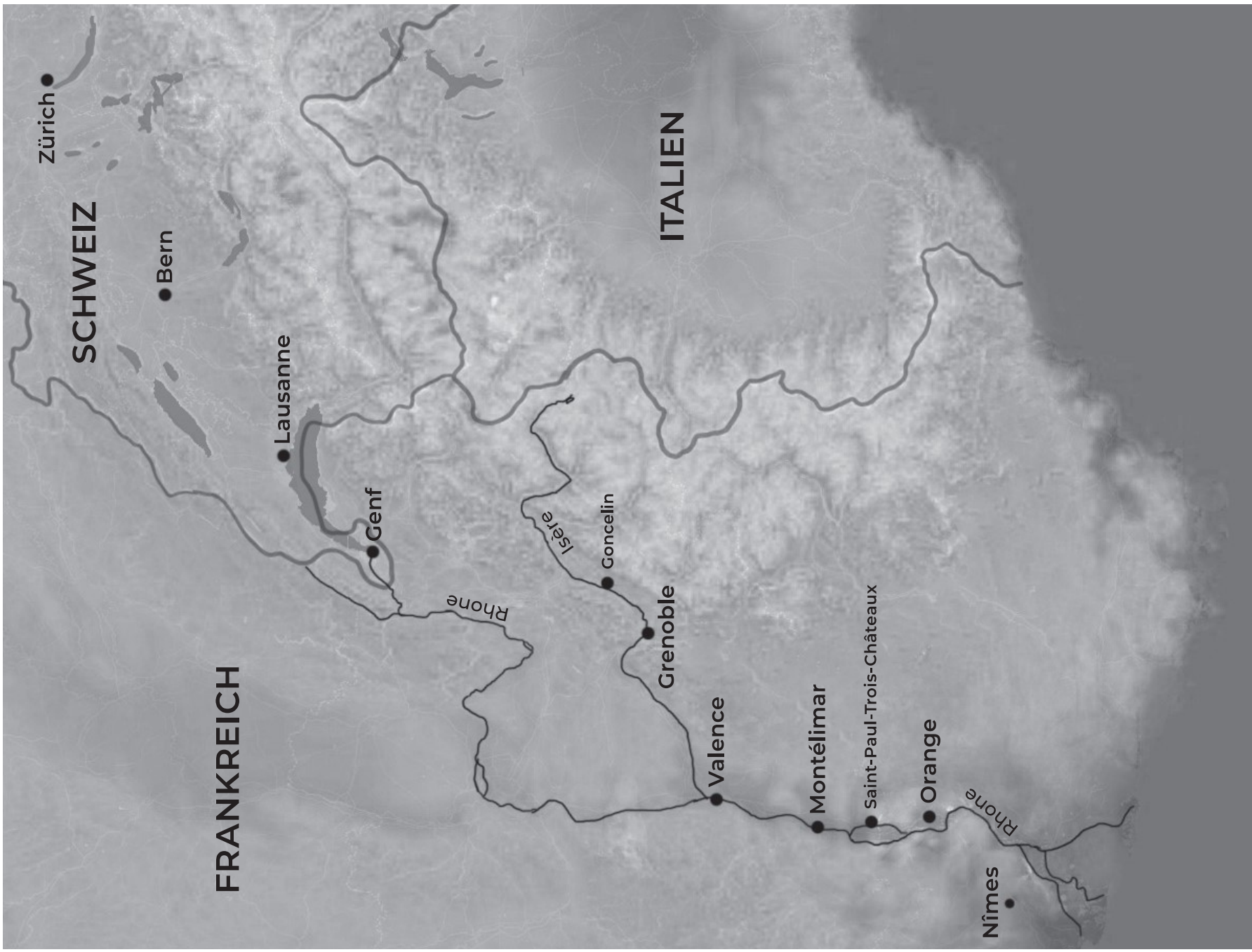
© 2025 by Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Grafiken: Flaticon.com
Umschlag: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Artikel-Nr. 256643
ISBN 978-3-86699-643-4

INHALTSVERZEICHNIS

Die Glocke von Saint-Paul	8
Die gestiefelten Missionare	23
Märtyrer sind die Samen der Kirche	45
Flucht über die schwarzen Berge	73
Die Verhaftung	101
Im Gefängnis von Grenoble	113
Das Urteil	135
Eine Nadel ist das Zeichen	151
In La Rapines Gewalt	179
Doch der Leiden ist noch kein Ende	208
In der Krankenstube	224
Die Flucht	250
Wieder im Spital	276
Die Operation	292
Ein Lichtstrahl in die Dunkelheit	317
Die Stunde der Erlösung	340
Dem letzten Ziele zu	359
Zeittafel	384
Verwendete Literatur	389



Wir sind der Meinung, dass es die Geschichte Blanche Gamonds nicht nur verdient, gelesen und überdacht zu werden, sondern dass sie uns auch wertvoll sein kann. Heute ist es leicht, sich zum Christentum zu bekennen. Wir leben in Frieden und Freuden. Da hatten es die ersten Christen und eine große Zahl von Nachfolgern der Reformatoren anders, weshalb es gut ist, wenn Werke, die in Zeiten der Verfolgung geschrieben wurden, immer wieder erscheinen, damit sie uns die Wahrheit des Wortes unseres Heilands in Erinnerung rufen: »Wer mir nachfolgen will, der nehme sein Kreuz auf sich und folge mir nach.« Da uns der Herr alle Dinge im Überfluss zukommen lässt, wollen wir uns bemühen, ihm uns selber ganz hinzugeben, Tag und Nacht zu arbeiten und mit dem Apostel zu sagen: »Herr, mein ganzes Leben weihe ich dir.«

JEAN-HENRI MERLE D'AUBIGNÉ, 1869

DIE GLOCKE VON SAINT-PAUL



»Sie ist nicht mehr da, Monseigneur«, stammelte der schreckensbleiche Abbé Vernon und ließ verzweifelt die Schultern sinken.

»Nicht mehr da?«, fragte der Bischof, erstaunt aufhorchend.

»Was soll das heißen?«

»Dass sie verschwunden ist, Monseigneur, spurlos verschwunden.«

»Aber das ist doch nicht möglich ...«

»Und doch ist es so. Mit meinen eigenen Augen habe ich mich unter dem leeren Glockenstuhl davon überzeugt. Sie ist tatsächlich verschwunden.«

Der Bischof, der bisher am Schreibtisch gesessen hatte, erhob sich und trat auf den ihn entgeistert anstarrenden Abbé zu. Unmut schob seine Brauen zusammen. »Aber eine Glocke pflegt doch nicht mir nichts, dir nichts zu verschwinden? Die trägt doch keiner so ganz einfach davon!«

Abbé Vernon zuckte die Schultern. »Und doch scheint sie fortgetragen worden zu sein.«

»Wie und wann wurde das festgestellt?«

»Monseigneur, war es nicht den Ketzern befohlen, rechtzeitig auf Weihnachten hin die Glocke aus ihrem Tempel herunterzuholen und für die Kathedrale auszuliefern?«

»So hatten wir es angeordnet.«

»Und da wir bereits den 23. Dezember haben ...«

»Es ist noch nicht Weihnachten, es bleibt ihnen also noch Zeit.«

»Monseigneur, es war aber nichts geschehen, was den Schluss zugelassen hätte, dass Ihrem Befehl auch wirklich nachgelebt wird.«

- »Und weiter, was folgt Ihr daraus?«
- »So habe ich mich denn verpflichtet gefühlt, vorsorglich bei Piffard vorzusprechen.«
- »So ganz von Euch aus?«
- »Monseigneur, es geschah in ehrlicher Besorgnis.«
- »Und was hat dieser Piffard gesagt?«
- »O Monseigneur, der Ketzerpfarrer hat sich, wie wäre es anders möglich, geradezu empörend betrogen.«
- »Und wie das?«
- »Wenn wir die Glocke haben wollten, müssten wir uns schon selber um sie kümmern, hat er uns gesagt.«
- »Unverschämt, das ist tatsächlich unverschämt. Und weiter?«
- »Auf mein Drängen hin hat mich dann Piffard zum Tempel geführt. Mit einem diabolischen Grinsen, das mir nichts Gutes verhieß. Und dort habe ich entdeckt, nun eben, dass der Glockenstuhl leer, dass die Glocke nicht mehr da ist.«
- »Dass die Glocke nicht mehr da ist. Dass sie von den Ketzern gestohlen wurde, dass sie sie irgendwo versteckt halten, dass sie sich geweigert haben, unseren Befehlen zu gehorchen. Dass sie sich der Insubordination schuldig gemacht haben, dass sie es wagen, sich über unsere Verfügungen lächerlich zu machen und damit unsere heilige Kirche zu verhöhnen.« Hier unterbrach der Bischof, Louis Albe de Roquemartine, der 92. Bischof von Saint-Paul-Trois-Châteaux, seine in leidenschaftlichem Ton vorgebrachte Anklage, presste die Fingerspitzen seiner schönen Hände gegeneinander, atmete tief und hatte nachher, wenigstens äußerlich, seine Ruhe und seine Würde beinahe wiedererlangt.

»Das wird seine Folgen haben, mein lieber Abbé. Wir danken Euch für Eure Besorgnis, die, wie mir scheint, unsere Kirche vor einer unwürdigen Situation bewahrt hat. Wir werden uns unverzüglich an den königlichen Kommissar wenden und ihn ersuchen, ein paar Kompanien seiner Soldaten in unsere von ketzerischem Unglauben verseuchte Stadt zu legen und den Anhängern der angeblich reformierten Religion ihren Hochmut und ihre Unverschämtheit auszutreiben.«

Abbé Vernon verabschiedete sich hastig, von einer Zentnerlast befreit und mit Genugtuung im Herzen, während der Bischof, innerlich doch noch nicht völlig im Gleichgewicht, ans Fenster trat und in den Garten hinunterschaute, über den der in kleinen Flocken niederrieselnde Schnee bereits eine dünne Decke gebreitet hatte.

Der Bischof war sich der Tragweite seines Entschlusses durchaus bewusst. Durch seinen Befehl würde mit Saint-Paul-Trois-Châteaux die erste Stadt im Dauphiné von königlichen Truppen heimgesucht werden. Ihm, dem Bischof Albe de Roquemartine, war es vorbehalten gewesen, die Brandfackel der öffentlichen Verfolgung in das Gezücht jener zu schleudern, die allen Rechtgläubigen ein Ärgernis, ja einen Gräuel bedeuteten. Sie hatten es gewollt – so sollten sie haben, was sie herausgefordert hatten. Was er heute, am 23. Dezember des Jahres 1682, auslöste, würde in die Geschichte eingehen. Er schloss die Augen und genoss ein paar Herzschläge lang das Bewusstsein der Macht, die ihm gegeben war.

Wenn auch die Glocke der Hugenotten verstummt war, so hatte sie nun doch noch das Sturmzeichen gegeben.

Im Jahre 1682 war, allerdings nur dem Buchstaben nach, das

Edikt von Nantes noch immer in Kraft, mit dem Heinrich IV. im Jahr 1598 den Anhängern der reformierten Religion Freiheit in der Ausübung ihres Glaubens für alle Zeiten zugesichert hatte. Dieses Edikt war von Heinrichs Nachfolger, Ludwig XIII., feierlich bestätigt worden, und auch Ludwig XIV. hatte diese von seinem Großvater erlassene Verordnung der Toleranz, die den zwei Millionen Hugenotten in Frankreich eine erträgliche Existenz unter den immer noch privilegierten achtzehn Millionen Katholiken zusicherte, zuerst 1643 und 1652 noch ein zweites Mal als immerwährend und unwiderruflich anerkannt.

Doch seit Langem schon waren im Land Kräfte am Werk, die sich mit fanatischem Eifer und systematisch durch Täuschungen und juristische Spitzfindigkeiten bemühten, das Edikt zu Ungunsten der Hugenotten umzudeuten und damit das Ziel verfolgten, Frankreich von den Hugenotten zu säubern und so das Edikt, diesen Schandfleck auf dem Schild Frankreichs, überflüssig zu machen und endlich auszumerzen.

Diesen Bemühungen stand der König, der in Fragen des Glaubens kein eigenes Urteil besaß und dem ganz andere Dinge am Herzen lagen, lange Zeit gleichgültig gegenüber. Aber seine Ratgeber verstanden es mit Geschick und Geduld, den Monarchen mehr und mehr für die Verwirklichung ihres Anliegens zu gewinnen, ja ihn schließlich davon zu überzeugen, dass es nicht nur seiner eigenen Bekehrung zu einem sittlich geordneten Leben, sondern dazu noch der Bekehrung der Ketzer in seinem Staat bedürfe, um Sühne für seinen bisherigen, durch wüste Ausschweifungen gekennzeichneten Lebenswandel zu erlangen.

Immer williger lieh er seinem ihn in dieser Richtung

beeinflussenden jesuitischen Beichtvater Père Lachaise das Ohr, und diese um 1680 in Erscheinung tretende Bekehrung des Königs stand in unmittelbarem Zusammenhang mit seinem schließlichen Einverständnis zur Ausrottung des reformierten Glaubens. Mit Recht schrieb Henri Martin in seiner ausführlichen Darstellung der Zeit: »Die Bekehrung Ludwigs erwies sich für Frankreich als unheilvoller als seine vorherige sittliche Zügellosigkeit.«

Am 17. Oktober 1685 hatten dann Ludwigs XIV. Ratgeber den Monarchen so weit, dass er auf dem zierlichen Barocktisch der Madame de Maintenon in deren Salon in Fontainebleau den Widerruf des Ediktes von Nantes unterzeichnete. Doch kehren wir ins Jahr 1682 zurück!

»Man darf diese Dinge nicht überstürzen«, schrieb Madame de Maintenon, »man muss bekehren und nicht verfolgen.« Diese Bekehrung erfolgte nun allerdings auf sonderbare Weise zum Teil durch eine allmählich fortschreitende Entrechtung der Hugenotten, was zahlreiche unter diesen veranlasste, mit ihren Familien Frankreich zu verlassen, zum anderen durch Soldaten, die als »Bekehrer« eingesetzt wurden. Die Aufgabe dieser »gestiefelten Missionare«, wie Madame de Sévigné die in farbenprächtigen Uniformen steckenden königlichen Soldaten stolz bezeichnete, bestand darin, die Reformierten allein durch ihr Erscheinen in Angst und Schrecken zu versetzen, sich in ihren Häusern einzuquartieren und sie auszuplündern, um sie auf solche Weise zu veranlassen, ihren reformierten Glauben aufzugeben und römisch zu werden. Der Intendant Marillac rühmte sich, in einem einzigen Jahr 30 000 Hugenotten bekehrt

zu haben, was selbst Madame de Maintenon stutzig machte, und zu der Bemerkung veranlasste: »Ich vermag nicht zu glauben, dass alle diese Bekehrungen ehrlich sind, aber es ist doch zu hoffen, dass wenigstens die Kinder dieser Bekehrten wieder rechtgläubig sein werden. Betet zu Gott, dass er sie erleuchte. Nichts liegt dem König mehr am Herzen, als alle seine Untertanen in den Schoß der Kirche zurückzuführen und die Ketzerei zu vernichten. Das wird ihm vor Gott und den Menschen größten Ruhm einbringen.«

Die Verfügung, ein reformiertes Kirchengebäude zu schließen oder gar niederzureißen – im Gegensatz zu den katholischen Kirchen wurden die reformierten Gotteshäuser »Temple« genannt –, war leicht zu erwirken. Es genügte, dass ein Katholik oder ein zum Katholizismus übergetretener Protestant in einem »Temple« festgestellt wurde. So kam es immer wieder vor, dass die Reformierten mit Gewalt einen Katholiken aus ihrem »Temple« wegtrugen, da dieser sich nur eingeschlichen hatte, um den Katholiken zu einem Vorwand zu verhelfen, die Kirche nachher zerstören zu können. Im Jahre 1660 zählte man in Frankreich 815 reformierte Gotteshäuser, von denen bis 1684 – das Edikt von Nantes wurde erst 1685 aufgehoben – 570 geschlossen oder zerstört wurden.

Es kam häufig vor, dass man Kinder aus reformierten Familien raubte und nachher die Eltern anhielt, für die katholische Erziehung ihrer Kinder hohe Kostgelder zu entrichten. Rückfällige Personen, die sich zum Katholizismus bekehrten, dann aber wieder als sogenannte Relaps zum reformierten Glauben zurückwechselten, wurden schwer gebüßt und oft mit dem Tod bestraft.

So war es in jener Zeit, als die Reformierten von Saint-Paul-Trois-Châteaux ihre Glocke nachts herunternahmen und versteckten, um die Glaubensfreiheit der Hugenotten bestellt.

Der 23. Dezember des Jahres 1682 verdämmerte.

Der 92. Bischof von Saint-Paul-Trois-Châteaux hatte eben den ihm vom Sekretär vorgelegten Brief an den königlichen Kommissar im Dauphiné unterzeichnet, als der Haushofmeister eintrat und einen Besucher meldete, der sich nicht abweisen lasse und vorgebe, für Monseigneur eine Mitteilung von größter Wichtigkeit zu haben.

»Und welcher Art soll diese Mitteilung sein?«

»Darüber, Monseigneur, hat sich der Mann nicht äußern wollen.«

Der Bischof überlegte. »Dann mag er, sobald die Lichter da sind, eintreten.«

Der Haushofmeister nahm die Weisung mit einer Verbeugung entgegen und entfernte sich, während Louis Albe ans Fenster trat und gedankenvoll in den Winterabend hinaussah. Es schneite immer noch und über der inzwischen recht ansehnlich gewordenen Schneedecke lag ein schwaches blaues Schimmern. *In wenigen Tagen schon wird nun also für die Hugenotten in Saint-Paul ein anderes Leben beginnen*, überlegte er. Aber auch ihm würde eine Zeit der Unannehmlichkeiten und vermehrter Umtriebe bevorstehen.

Da kam der Haushofmeister zurück und stellte die beiden silbernen Kerzenstöcke auf den Schreibtisch des Prälaten, zog die schweren dunkelroten Samtvorhänge vor das Fenster und legte schließlich noch Holz nach im Kamin, verkrüppeltes Holz alter Rebstöcke.

Der Bischof trat vor das aufflammende Feuer, streckte die Hände der Wärme entgegen und erwartete so den Eintritt des geheimnisvollen Besuchers.

Dieser war ein älterer Mann von gedrungener Gestalt mit einem dunklen, bartumrahmten Gesicht. Seine Haltung war kriecherisch.

»Ihr behauptet, eine Meldung von einiger Wichtigkeit für uns zu haben?«

»Von allergrößter Wichtigkeit, Monseigneur.« Der Mann verbog sich tief, und der Bischof sah das Weiße seiner nach oben gedrehten Augen hell aufschimmern.

»Wer seid Ihr?«

»Pierre Louvier, Monseigneur.«

»Von hier?«

»Zu dienen, Monseigneur.«

»So spricht und fasst Euch kurz, denn unsere Zeit ist beschränkt.«

»Es betrifft die Glocke der Ketzer.«

»Ah!« Das hatte er nicht erwartet. Der Bischof trat einen Schritt zurück, um den Mann besser betrachten zu können. Er konnte sich nicht erinnern, dieses Gesicht vorher je gesehen zu haben. War alles eine Falle? Ein zweites freches Spiel der Ketzer, von Piffard ausgeheckt, dem alles zuzutrauen war?

»Ich weiß, wo die Glocke vergraben liegt.«

»Ist das die Wahrheit?«

»Monseigneur ...«

»An welcher Stelle?«

»Monseigneur ...«, Louvier sah unterwürfig zum Bischof auf,

»Monseigneur werden Verständnis dafür haben ...«

»Fünf Pistolen.«¹

»Monseigneur, ich bitte, zu bedenken ...«

»Zehn, zwölf.« Man hörte seiner Stimme an, wie widerlich ihm der Handel war.

»Achtzehn, Monseigneur.«

»Einverstanden. Der Haushofmeister wird Euch das Geld nachher aushändigen.«

»Monseigneur verpflichtet mich zu ewiger Dankbarkeit.«

»Und das Geheimnis?«

»Monseigneur, ich gehörte auch einmal zur angeblich reformierten Religion, bis ich durch die Gnade der Vorsehung aus dem Irrtum hinausgeführt worden bin. Aber ich habe unter den Ketzern auch heute noch Bekannte, die mich, da ich ihnen versicherte, im Herzen nach wie vor einer der Ihrigen zu sein, ins Vertrauen gezogen haben. Ich war dabei, als in der Nacht vom 21. Dezember die Glocke heruntergeholt wurde, ich war dabei, als man sie fortschaffte, auf einem Karren, dessen Räder mit Lappen umwickelt waren, ich habe zugeschaut, wie man die Glocke in einem vorbereiteten Versteck vergrub.«

»Und wo ist dieses Versteck?«

»Außerhalb der Stadt. Im Weingarten Michel Gamonds. Dicht hinter der Mauer, in der Abfallgrube.«

»Ist das weit von hier?«

»Der gnädige Herr könnte zum Abendessen zurück sein.«

Der Bischof starrte überlegend in das Feuer. »Es ist tatsächlich

1 Anmerkung des Herausgebers: Die Pistole, auch »Louis d'or« genannt, ist die Bezeichnung einer ab 1640 in Frankreich eingeführten Goldmünze. Eine Pistole entspricht dem heutigen Geldwert von etwa 170 Euro.

eine interessante Meldung, die, wenn sie der Wahrheit entspricht ...«

»Monseigneur!«

»... achtzehn Pistolen wohl wert ist. Wir werden veranlassen, dass das Versteck unverzüglich gehörig bewacht und damit ein nochmaliges Verschwinden der Glocke verhindert wird. Man wird sie später im Triumph in die Stadt zurückbringen. Es ist gut, Louvier, wir werden dem Haushofmeister die erforderlichen Weisungen erteilen.«

Der Dunkle verbeugte sich, murmelte Dankesworte und entfernte sich.

Nachdem der Bischof mit dem Haushofmeister gesprochen hatte, trat er wieder ans Feuer. *Michel Gamond? Wer war dieser Michel Gamond, der seinen Rebgarten vor der Stadt als Versteck für die gestohlene Ketzerglocke zur Verfügung gestellt hatte?* »Wir werden veranlassen, dass ihm die Dragoner in besonderer Weise aufsässig sein werden, wir werden ihn kleinkriegen, wer er auch sei.«

Noch am selben Abend ließ er sich vom Gemeindeschreiber die gewünschten Auskünfte erteilen.

»Michel Gamond ist ein Ketzer, doch ein wohlhabender Mann.«

»Den wir ihm abgewöhnen werden.«

»Monseigneur?«

»Den Reichtum meinen wir«, lächelte der Bischof.

»Ach so, natürlich. Seine Frau heißt Benoîte Malarte².«

2 Zu jener Zeit behielt eine Frau auch nach ihrer Verheiratung ihren Mädchennamen bei. Die Frau Michel Gamonds wurde also nicht Frau Gamond, sondern weiterhin, wie vor ihrem Ehestand, Benoîte Malarte genannt.

»Sind Kinder da?«

»Zwei. Der Sohn Claude und eine Tochter Blanche.«

»Und ihr Alter?«

»Der Sohn wird zwanzig, einundzwanzig Jahre alt sein. Seit einigen Jahren hält er sich nicht mehr in Saint-Paul, sondern in Paris auf.«

»In welcher Eigenschaft?«

»Monseigneur, das entzieht sich meiner Kenntnis. Ich habe gehört, er diene beim Militär, doch ist das nicht verbürgt.«

»Und die Tochter?«

Der Gemeindeschreiber überlegte. »Sie wird achtzehn sein«, rechnete er aus. »Ehe ich herkam, habe ich in den Büchern nachgeschlagen. Sie ist 1664 hier in Saint-Paul geboren worden. Monseigneur hat sie bestimmt schon gesehen. Sie fällt auf durch ihr ungewöhnlich schönes rotgoldenes Haar.«

Der Bischof lächelte. »Nicht, dass wir wüssten. Wir pflegen die Frauen und Töchter der Ketzer nicht so genau zu betrachten.«

»Verzeihung, Monseigneur. Michel Gamond hat ein Haus in der Stadt. Ein schönes Haus. Und außerhalb der Stadt besitzt er Äcker und Felder, Weingärten und ausgedehnte Maulbeeraumpflanzungen. Die Seide hat Gamond reich gemacht.«

»Ist da nicht zu bedauern, dass er in seinem Irrtum verharret?«

Zu dieser ihm verhänglich vorkommenden Frage wagte sich der Gemeindeschreiber nicht zu äußern.

»Wir werden versuchen, mit ihm zu reden. Vielleicht werden ihn die Dragoner zugänglicher machen für unser Angebot.«

In den ersten Wochen des neuen Jahres kam aus Montélimar die Schreckenskunde, dass dort der achtundzwanzigjährige Advokat Moses Chamier um seines reformierten Glaubens willen hingerichtet worden sei.

»Entsetzlich«, flüsterte Benoîte Malarte und legte den Löffel auf den Teller. Sie hätte jetzt keinen Bissen mehr hinuntergebracht. »Und wessen haben sie ihn beschuldigt?«

»Er war einer der hundertzwanzig Reformierten, die sich nach Bourdeaux aufgemacht hatten, um dort an einer religiösen Versammlung teilzunehmen. Unterwegs wurden sie von Dragonern überfallen. Sie setzten sich den Angreifern gegenüber zur Wehr, wurden aber, da sie ja keine Waffen mit sich trugen, bald überwältigt. Vor dem Haus seines eigenen Vaters, der auch ein Advokat ist, ist Chamier gerädert worden«, fuhr Michel Gamond in seinem Bericht fort.

»Gerädert?«, fragte Blanche Gamond und richtete den Blick ihrer großen Augen nachdenklich durch das Gemäuer in eine nur ihr erkennbare Ferne. Ihr volles rötliches Haar, das ihr ebenmäßiges, eher bleiches Gesicht umrahmte, war in der Tat von auffallender Schönheit.

»Er ist ein frommer Mann gewesen, der mit seinem Mut und seiner Standhaftigkeit alle Zuschauer mit Staunen erfüllte.«

»Dass Menschen auch nur die Grausamkeit aufbringen können, zuzuschauen, wie einer zu Tode gefoltert wird!«, entsetzte sich Blanches Mutter.

»Und doch hat er mit seinem zuversichtlichen Sterben vielleicht noch mehr als in seinem Leben für Gott gezeugt«, sagte Gamond nachdenklich. »Märtyrer sind bekanntlich der Same der Kirche.«

»Wie hat er denn sterbend für Gott zeugen können?«, fragte Blanche mit ihrer ruhigen dunklen Stimme den Vater.

»Er hat weder geklagt noch geschrien, sondern immer nur und immer wieder Gott gepriesen, als sie ihm, während er auf dem Rad lag, mit einer Eisenstange die Glieder zerschlugen.«

»Furchtbar!«

»Fünfzigmal haben sie zugeschlagen, ehe sie ihm den Gnadestoß versetzten. Er muss unvorstellbare Schmerzen ausgestanden haben, und trotzdem haben sie erst nach drei Tagen den Entschluss gefasst, ihn fertigzumachen.«

»Wer so etwas übers Herz bringt, ist kein Mensch.«

Während der Mahlzeit und nachher, als sie den Tisch ausräumte, kreisten Blanches Gedanken unablässig um das Martyrium des Monsieur Chamier. Immerzu musste sie an ihn denken, der Gott gelobt und gepriesen hatte, während ihm die Henkersknechte die Glieder brachen. Und ein Erschrecken durchzuckte sie, als mit einem Mal die Frage vor ihr stand, ob sie wie die Märtyrer das Rad oder das Feuer ertragen könnte, wenn Gott sie für eine solche Prüfung ausersehen sollte. Und sie trat, um sich zu prüfen, an den Kamin und streckte die Hände in die Flammen. Aber als das Feuer ihre Finger verbrannte, zuckte sie zusammen und fuhr mit den Händen zurück. Nein, diese Kraft brächte sie nicht auf. Oder war es so, dass im gleichen Maß, wie die auferlegten Prüfungen zunahmen, durch die Gnade Gottes auch die Kraft vermehrt wurde, die erforderlich war, um die Prüfungen zu bestehen?

»O Gott«, betete sie, »wir sind ja so schwache Menschen. Erweise mir doch die Gnade, dass ich die Welt und alles, was in ihr ist, nicht mehr liebe. Gib, dass ich mich selbst aufgebe und

in dieser Welt lebe, als lebte ich gar nicht mehr, damit mir der Himmel als Heimat bewahrt wird. Verleihe mir die Gnade, dass ich, sofern ich am Leben bleibe, in dir lebe und dass, wenn ich sterbe, ich in dir sterbe und dass von nun an keine Macht mich deiner Hand zu entreißen vermag.«

DIE GESTIEFELTEN MISSIONARE



Es dauerte Wochen, bis dem Ansuchen des Bischofs von Saint-Paul-Trois-Châteaux entsprochen wurde. Aber im Februar des Jahres 1683 rückten dann sechs Kompanien Dragoner des Regiments Vendôme in ihren schmucken Uniformen, mit fliegenden Mänteln und wehenden Federbüschen, in die Stadt ein und wurden da, den Anordnungen des Bischofs gemäß, in den Häusern der Reformierten einquartiert. Zuerst wurden Pfarrrer Piffard und Michel Gamond bedacht, die beiden, die sich im Handel mit der Ketzer Glocke in besonders verwerflicher Weise hervor getan hatten.

Acht dieser gefürchteten Gesellen zogen ins Haus der Gamonds ein und hausten da wie die leibhaftigen Teufel. In den drei Kammern, die sie für sich beanspruchten, schlugen sie außer den Schlafstellen alles, was herumstand, kurz und klein – zum einen, um Platz zu gewinnen, und zum anderen, um das Holz für den Kamin nicht weit hertragen zu müssen. Dann drangen sie in den hinter dem Haus gelegenen Schweinestall, wo sie unter wildem Gelächter gleich zwei Tiere abschlachteten, deren halbierte Leiber sie über den Hof ins Haus schleppten und da alles mit Blut bespritzten und besudelten. Sie verbrachten zwei Nächte damit, Fleisch auf der Glut zu braten. Dazu mussten ihnen die Gamonds Brot herbeischaffen, Suppe kochen und Wein aus dem Keller heraufholen.

Vater und Mutter wachten ängstlich darüber, dass Blanche mit diesen kraftstrotzenden Kerlen, die wie Hengste waren, nicht in Berührung kommen sollte. Aber natürlich war es nicht zu vermeiden, dass sie schon am zweiten Tag das Mädchen sahen und einer es grölend anrempelte: »He, du goldhaariges

Bettkätzchen, gerade du hast mir noch gefehlt. Komm her und sei lieb mit mir!«

»Lasst mich in Ruhe, ihr Niederträchtigen!« Und mit einer Kraft, die ihr der verdutzte Bursche nicht zugetraut hätte, entwand sie sich seinen Armen.

»Oho, so ist das gemeint? Aber das wird sich schon geben. Du bist wahrhaftig nicht die erste ...«

Blanche schlug die Tür hinter sich zu, presste die Hände auf die Brust und floh atemlos in ihre Kammer hinauf, wo sie in wilder Angst die Tür hinter sich verriegelte. Sie wusste, was sie zu erwarten hatte; die Gewissenlosigkeit und Grausamkeit der Dragoner, die im Volk die gestiefelten Missionare genannt wurden, war überall bekannt. Die Kerle konnten sich einen Spaß daraus machen, ihre Opfer an den Kaminketten aufzuhängen, sodass ihre nackten Füße über der Glut hingen. Und dass Frauen und Mädchen nicht sicher waren vor der Lüsternheit dieser Ungeheuer, die den ganzen Tag herumlagen, sich vollfressen und betranken, war selbstverständlich.

In ihrer Angst um ihre bedrohte Tochter beschloss Benoîte, beim Bischof vorstellig zu werden, um seine Hilfe anzurufen. Ein Kirchenfürst würde ihr doch wohl beistehen im Bemühen, eine solche Schändlichkeit zu verhindern. Ach, nie hätte sie geglaubt, ihren Fuß je in dieses Haus zu setzen, aus dem ihr die Süße von Weihrauch entgegenschlug. Doch wusste sie in ihrer Not keinen anderen Weg.

Sie wurde sofort vorgelassen und vom Bischof mit einer sie überraschenden Freundlichkeit empfangen. »Ihr also seid die Frau Michel Gamonds?«

»Zu dienen, gnädiger Herr.«

»Ihr leidet unter der Besatzung und kommt, Euch zu beschweren?«

»So ist es.«

»Aber Ihr seid Euch doch bewusst, dass Ihr das alles Euch selbst zuzuschreiben habt? Eurer Verblendung, Eurer Verstocktheit und Eurem Ungehorsam, der Kirche und dem König gegenüber?«

Benoîte blieb eine Antwort schuldig und senkte nur den Kopf, was Zustimmung oder Verneinung bedeuten konnte.

»Ihr Mann hat sich in besonderer Weise gegen die Anordnungen der heiligen Kirche rebellisch benommen, doch, doch, wir sind genauestens unterrichtet.«

»Sie zerstören uns alles, und nur aus Mutwillen haben sie gestern ein ganzes Fass Wein auslaufen lassen.«

»Schade um den guten Wein, gewiss, aber wie gesagt, das alles habt Ihr selbst verschuldet. Ihr könntet es anders haben, das ist Euch doch bekannt.«

»Nun sind sie hinter meiner Tochter her ...«

»Wir erinnern uns, es handelt sich um das Mädchen mit dem schönen rotgoldenen Haar ...«

»Gnädiger Herr?«

»Wir sind in allen Stücken bestens ins Bild gesetzt worden, haben wir das nicht schon gesagt?«

»Aber eine solche Schändlichkeit könnt Ihr doch nicht zu lassen!«

»Ich wiederhole, dass Ihr das alles leicht anders haben könnt. Ihr braucht nur zu versprechen, zu wechseln. Ihr und Eure Familie. Dann wird Euch der Schaden, den Ihr durch die Einquartierung der Soldaten erlitten habt, anstandslos und

reichlich vergütet. Aus dem Geld, das Ihr da vor mir auf dem Schreibtisch liegen seht. Die Entscheidung liegt bei Euch.«

»Den Glauben wollt Ihr uns abkaufen?«, entsetzte sich Benoîte. »Nein, Herr, so weit habt Ihr uns noch nicht.«

Und voller Entrüstung und tief bekümmert darüber, nichts ausgerichtet zu haben, kehrte sie nach Hause zurück.

Schon am nächsten Tag meldete sich der Haushofmeister aus dem bischöflichen Palast bei Michel Gamond: »Der gnädige Herr bedauert es unendlich, dass Ihr so viel Unrecht zu tragen und solchen Schaden zu erleiden habt. Er wiederholt sein gestriges Angebot, Euch alles zu ersetzen und zusätzlich noch jedem von Euch hundert Pfund³ auszuzahlen. Die Bedingung ist Euch bekannt.«

Blanche war dabei, als die Eltern mit dem Haushofmeister sprachen. Ruhig überlegend hatte auch sie auf seine Worte gehört und erklärte nun an ihres Vaters Stelle: »Herr, Euer Geld wollen wir nicht.«

»Wie ist das gemeint, Mademoiselle?« Der Haushofmeister, Gamond einen fragenden Blick zuwerfend, wandte sich dem Mädchen zu, dessen auf ihm ruhender Blick ihn jedoch zu verwirren schien.

»Es ist so gemeint, wie ich es gesagt habe. Erstens ist das Geld, das Ihr uns im Auftrag des Bischofs anbietet, den Brüdern und Schwestern unseres Glaubens gestohlen worden. Und zweitens ist der wahre Glaube eine Gabe Gottes, die weder mit Gold noch mit Silber erkauft werden kann.«

3 Ein Pfund entspricht dem heutigen Geldwert von etwa 10 Euro.

»Mademoiselle«, sagte der Haushofmeister mit drohend erhobener Stimme, »Eure Worte scheinen mir von einer gefährlichen Offenheit zu sein.«

»Das mögt Ihr beurteilen. Aber wir lassen uns unseren Gläuben nicht abkaufen, der mehr wert ist als Eure Religion, da Ihr uns sonst nicht Geld dafür anbieten müsstet. Ist Euch nicht bekannt, dass der Herr Jesus seinen Jüngern, als er sie aussandte, verbot, Geld oder Schwerter mit sich zu nehmen? Was aber tut Ihr? Ihr lauft von Haus zu Haus mit Geld in den Händen, und Eure Soldaten tragen Säbel mit sich. Gestern drohten sie, uns abzuschlachten. Auf solche Weise wollt Ihr Anhänger für Eure Religion gewinnen? Über einen derartigen Unverstand können wir nur staunen.«

Der Haushofmeister, dem weder von Michel Gamond noch von Benoîte Malarte Hilfe wurde, da das, was ihre Tochter eben gesagt hatte, ihrer eigenen Auffassung entsprach, musste wohl einsehen, dass hier nichts auszurichten war. So stieß er nur Verwünschungen aus und verließ zornig das Haus, im Vorbeigehen die Soldaten ermunternd, nur zu tun und zu lassen, wonach es sie gelüste, diese Ketzer hätten es in ihrer Verstocktheit und Überheblichkeit nicht anders verdient.

Die halbbetrunkenen Burschen antworteten mit Gejohle und wüstem Geschrei, riefen nach Gamond und jagten ihn in den Keller, um ihnen zwei Krüge Wein zu holen.

Ein paar Tage später erschien in Saint-Paul der königliche Kommissar, denn es sollte auf Drängen des Bischofs nun endlich die irrgläubige Glocke der Hugenotten aus ihrem Versteck gehoben und mit großem Aufzug in die Kathedrale gebracht werden. Vor dem Fest aber hatten alle in der Stadt stationierten